

Desgleichen sein : Solidarität und Nächstenliebe : Menschenrechte und Menschenwürde in unserer Gesellschaft

Autor(en): **Aus der Au, Christina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **109 (2015)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Solidarität und Nächstenliebe gehören selbstverständlich zu einer christlichen Ethik – ja, sie werden sogar oft als deren Grundlage angesehen. Wie man mit dem Nächsten umgeht, wird in den Evangelien an zentraler Stelle als Kriterium des christlichen Glaubens und Lebens angeführt. So sagt Jesus im Matthäus-Evangelium: «Also: Wie immer ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch mit ihnen um! Denn darin besteht das Gesetz und die Propheten.» (Mt 7, 12) Oder auch: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand. Dies ist das höchste und erste Gebot. Das zweite aber ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.» (Mt 22, 37–40).

Die beiden Stellen sagen allerdings mitnichten dasselbe aus. Die erste ist als «Goldene Regel» bekannt und spielt in allen Weltreligionen eine Rolle.¹ Hier geht es darum, den Anderen als «wie-Ich» zu behandeln, während das Gebot der Nächstenliebe uns anweist, den Nächsten wie mich zu lieben – auch wenn dieser eventuell andere Vorlieben und Bedürfnisse haben könnte als ich.

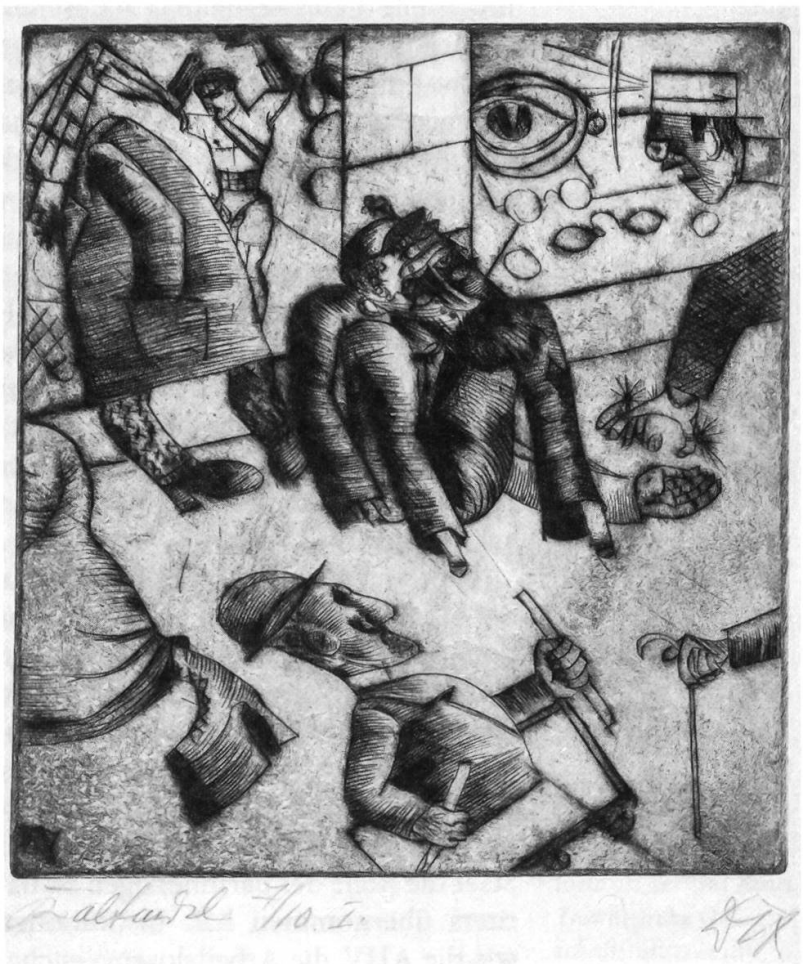
Noch weiter geht Jesus an einem dritten Ort, im Gebot der Feindesliebe: «Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen. (...) Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr da erwarten?» (Mt 5, 44ff) Den Anderen lieben ohne Anknüpfungspunkt, nicht einmal dessen Bedürftigkeit, die uns zu Mitleid bewegen könnte. Das ist nicht mehr Nächstenliebe, sondern Fernstenliebe, wie sie Friedrich Nietzsche einfordert.

Die beiden ersten Gebote betrachten den Anderen als den Nächsten, der zu lieben ist, so wie es die Evangelischen Frauen Schweiz formuliert haben: «Nächsten-Liebe sieht in jedem Menschen einen Nächsten, den sie lieben

Christina Aus der Au

Desgleichen sein

Solidarität und Nächstenliebe – Menschenrechte und Menschenwürde in unserer Gesellschaft



Otto Dix (1891–1969):
Strasse, Radierung, 1920,
Staatl. Graphische
Sammlung München

kann». Das Urbild dieser Nächstenliebe ist der barmherzige Samariter. Er lässt sich vom Verwundeten am Strassenrand anrühren und tut, was hier zu tun ist (Lk 10, 25-37). Die NeurowissenschaftlerInnen haben den Ort im Gehirn gefunden, der eine solche Tat nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich macht. Die so genannten Spiegelneuronen sind dann aktiv, wenn wir einem anderen Lebewesen bei bestimmten Handlungen zuschauen; sie bewirken, dass wir dessen Empfindungen buchstäblich am eigenen Leibe mitfühlen.² Wenn nun unser Gegenüber in die Schale mit den Erdnüsschen greift, gähnt oder weint, so spiegeln unsere Neuronen sozusagen die Innenseite dieses Verhaltens in unserem Gehirn und ermöglichen es uns, dessen Motivation nachzuvollziehen. Und gegebenenfalls darauf zu reagieren, wenn wir merken, dass diese Wunden auch wirklich weh tun.

Die Goldene Regel wird damit sozusagen neurowissenschaftlich bestätigt: Wenn der Andere via meine Spiegelneuronen mich selber wird, dann weiss ich, was ich zu tun habe. Der Samariter sah ... und es jammerte ihn. Seine Spiegelneuronen haben auf das Leiden des Anderen reagiert, und das bewegt ihn zum Handeln.

Nun sind wir allerdings zumindest in der Schweiz in der privilegierten Situation, dass bei uns selten Verwundete in den Strassen liegen. Und auch dort, wo uns Not in der Gestalt von jungen Drogenabhängigen oder älterer Obdachloser direkt anrührt, können wir uns trösten mit dem Wissen, dass bei uns der Staat die Rolle des barmherzigen Samariters übernommen hat. Institutionen wie die AHV, die Arbeitslosenversicherung, die IV, die SuVA, das Sozialamt, die Krankenkassen und die Pensionskassen sorgen (zumindest rein finanziell) dafür, dass hier niemand um seine Existenz bangen muss. Der Staat und staatlich geregelte Institutionen greifen ein, bevor die Not lebensgefährlich wird. Und so ist

sie uns in dieser blutigen Form, wie sie dem Samariter begegnet ist, aus den Augen genommen.

Oder etwa nicht?

Fernsehen, Zeitungen, Internet, bringen uns tagtäglich neue Bilder von Bedürftigen, von Menschen, die ihr Leben riskieren für ein lebenswertes Leben – und von Menschen, die an Hunger, Krieg und Naturkatastrophen sterben. Sie liegen nicht vor unseren Füßen, aber sie stranden an unseren Grenzen und werden von unseren Zäunen und Gesetzen aufgehalten. Wie reagieren hier unsere Spiegelneuronen?

Sie funktionieren auch – jedenfalls reagieren die meisten von uns auf diese Bilder mit Erschrecken und Empathie. Aber dann wird es komplexer! Wir können nicht mehr einfach die Menschen aufs Pferd heben und zum nächsten Wirtshaus bringen. Hinter diesen globalen Problemen stehen politische Systeme, internationale Zusammenhänge und Kapitalflüsse, auf die wir wenig Einfluss haben. Zumal der Staat ja auch hier schon einiges über- und unternommen hat, so dass es doch reichen sollte, ab und zu das Portemonnaie zu zücken. Und so delegieren wir das Problem gerne an Hilfswerke, spenden grosszügig und fühlen uns in unserer Nächstenliebe bestätigt.

Am Ende des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter stellt sich allerdings heraus: Das war die falsche Frage! Nicht: Wer ist mein Nächster? Nicht: Wer ist der Hilfsbedürftige, und wie kann ich dessen Probleme lösen? Sondern: Wem bin ich Nächster? Wo ist mein Angehörtsein gefragt, wo bin ich damit in eine Beziehung hineingenommen, die auch mich verändert? Wem bin ich Nächster – das heisst: «Ich» ist ein relationaler Begriff. Es gibt «mich» als Nächsten nicht ohne den Anderen. Wir definieren einander und sind zusammen eine Nächstengemeinschaft.

Neben dem traditionellen Modell des Samariters für Nächstenliebe – hier unabhängiger starker Held, dort abhängi-

Der Text ist die überarbeitete Fassung eines Referats, das an der Delegiertenversammlung der Evangelischen Frauen Schweiz vom 9.5.2015 gehalten wurde.

ges hilfsbedürftiges Opfer – gibt es ein Anderes: die Tischgemeinschaft Jesu mit dem Zöllner und der Ehebrecherin, dem Fischer und dem Schriftgelehrten. Alle sind eingeladen, und alle sind Eingeladene, denn Gastgeber ist Jesus Christus.³

Durch die Brille dieses Modells gesehen steht am Anfang nicht die Unterscheidung von Opfern und HelferInnen, es gibt nicht aktive Subjekte und passive Objekte. Nächstenliebe beginnt mit der Frage: Was müssen wir tun, damit möglichst alle an dieser Tischgemeinschaft, an dieser gemeinschaftlichen Existenz teilhaben können? Der Schlüsselbegriff ist «Inklusion»: Jeder Mensch wird in seiner Individualität akzeptiert und hat die Möglichkeit, in vollem Umfang an der Gemeinschaft und der Gesellschaft teilzuhaben. Zur Individualität gehören nicht nur die Bedürftigkeit eines Menschen, sondern ebenso seine Stärken, seine Fähigkeiten und Besonderheiten. Dieser Gesellschaft gehöre ich ebenso an wie er und sie, ich bin sein und ihr Nächster. Das lässt sich nicht delegieren, sondern muss zusammen gelebt werden.

So plädiere ich dafür, zwei Arten von Nächstenliebe zu unterscheiden: Zum einen geht es natürlich um Hilfe für die Bedürftigen. Jeder Mensch hat Anrecht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person, auf Bildung, Gleichberechtigung, Gewissensfreiheit und auf soziale Sicherheit. Es braucht starke Instanzen, die dies sichern können, und es ist eine wertvolle Errungenschaft, dass dies in vielen Ländern Institutionen des Staates übernehmen. Mit Liebe hat dies allerdings nicht viel zu tun, sondern mit Rechten, auf die sich diejenigen Staaten geeinigt haben, welche die Menschenrechtskonvention unterzeichnet haben. Diese Rechte lassen sich einfordern. Über ihre konkrete Realisierung – zum Beispiel des Rechts auf Asyl oder des Rechts auf soziale Sicherheit – muss immer wieder gestritten und gerungen werden, und da müssen sich auch die Kirchen einmischen.

Zum anderen aber geht es um Inklusion, oder mit anderen Worten: um Würde, nicht nur um Rechte. Auch wenn die Existenz gesichert ist, auch wenn die Rechte zugestanden sind, so ist damit noch keine wirkliche Teilnahme an und in der Gesellschaft garantiert. Flüchtlinge können aufgenommen, ihre materielle Unterstützung gesichert und ihr Arbeitsplatz gefunden sein. Aber wer ist ihr Nächster? Wer nimmt sie auf in die Gemeinschaft, wer anerkennt sie in ihrer Unterschiedlichkeit und erfreut sich an ihren Besonderheiten? Wer, wenn nicht die Kirche und ihre Mitglieder?

Der Gedanke, «er/sie ist der Nächste», ist aus der Perspektive des unbeteiligten Beobachters gedacht; so kann die Sorge um den Nächsten auch delegiert werden. Diese andere, zweite Form von Nächstenliebe und Solidarität aber lebt in und von Beziehungen. Das Bewusstsein, «ich bin der/die Nächste», fordert uns persönlich heraus, sich auf das konkrete «Du» einzulassen. Beim einen geht es um Gerechtigkeit – das ist zentral und unaufgebbar! Beim anderen geht es um Würde, um die unvertretbare Person, um die Beziehung, welche auf beiden Seiten verändert. Das ist nicht einklagbar, nicht delegierbar, aber ebenso zentral. Das hat Jesus dem Gesetzeskundigen in und mit seinem Gleichnis gezeigt. Christinnen und Christen in Gemeinden und Kirche sind also herausgefordert, nicht nur «desgleichen zu tun» (Lk 10, 37), sondern vor allem «desgleichen zu sein».

¹ Vgl. Hans Küng, Projekt Weltethos, München 1990.

² Marco Iacoboni, Woher wir wissen, was andere denken und fühlen, München 2009.

³ Sehr schön ausgearbeitet und bebildert ist dieses Modell im Diakoniekonzept der reformierten Zürcher Landeskirche, www.zh.ref.ch

Christina Aus der Au ist Privatdozentin für Systematische Theologie an der Uni Basel, Theologische Geschäftsführerin am Zentrum für Kirchenentwicklung der Uni Zürich und im Vorstand des Deutschen Evangelischen Kirchentags.

christina.ausderau@kirchenentwicklung.ch